

Eine Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 20

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 20 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 19. Mai 1923

Abendwolke.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

So stille ruht im Hafen
Das tiefe Wasser dort,
Die Ruder sind entschlafen,
Die Schiffelein sind im Port.

Nur oben in dem Aether
Der lauen Maiennacht,
Dort segelt noch ein später
Friedfertiger Serge sacht.

Die Barke still und dunkel
Säht hin im Dämmerchein
Und leisem Sterngefunkel
Am Himmel und hinein.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldsteffer.

20

Charlotte rührte sich nicht.

„Und ich hätte dir noch allerlei von ihm erzählen mögen,“ fuhr sie fort, immer im gleichen gedämpften Ton, „aber ich weiß nicht recht, wie es anfangen. Soll ich dir einfach von mir weiter berichten?“

„Ja, wie du willst,“ sagte Charlotte leise. Sie sah vorgebeugt und regungslos und sah vor sich nieder.

„Als ich von seinem Unfall hörte, war ich natürlich sehr erschrocken. Er erschien mir viel liebenswerter als zuvor. Er hatte mir mehrmals von seiner Einsamkeit gesprochen; nun tat er mir doppelt leid. Und dann hab ich plötzlich etwas erfahren, eigentlich nur halb gehört und halb erraten, und das hat alles geändert.“

Sie schwieg und überlegte, und fuhr dann fort:

„Eines Morgens ist Grete Stein zu mir gekommen; sie saß hier an deinem Platz, wie ich eintrat, und sie schien mir gleich so merkwürdig. Sie zieht sich ja jetzt noch eleganter an, seit sie verlobt ist; fast etwas altlich und überladen sah sie aus. Und dabei war sie so bescheiden und von Anfang an ganz geniert. Aber es kam allmählich doch heraus, was sie auf dem Herzen hatte. Sie erkundigte sich sehr nach dir, und ganz plötzlich fragte sie mich, ob ich nun aber verstehen könne, daß ihr Bräutigam ihr verbiete, mit dir zu verkehren.“

Charlotte hob ein wenig den Kopf und lauschte gespannt.

„Es habe ihm nämlich ein Bekannter von einem Gespräch mit Stephan erzählt, in dem du — und ich ebenfalls, das sagte sie schließlich auch — „kompromittiert“ wären, ja mit diesem Worte nannte sie es. Sie wußte nicht viel Genaueres oder sie wollte es nicht zugeben. Irgend eine

unverschämte Phrase soll herumgesprochen worden sein. Bei uns und andern hiesigen Damen „drängten verhaltene Wünsche zur Hergabe“, oder so etwas ähnliches. Ach, das Ganze ist einfach ein widerwärtiger und dummer Klatsch.“

Hier unterbrach Charlotte die Schwester, indem sie kurz und ansichhaltend fragte: „Wo soll er das gesagt haben und wann?“

„So viel ich hörte, muß es an dem Freitag Abend gewesen sein, an dem er verunglückte, nach der Schachpartie mit Paul in der Krone. Mein Mann sagte damals schon, er wäre übelläunig gewesen und hätte fortwährend Wein getrunken. Paul ging dann frühzeitig weg. Es war der Freitag, eh Ihr verreistet.“

„Weiter hast du nichts erfahren?“

„Nein, nichts was dazu gehört.“

„Aber sonst etwas?“ fragte Charlotte hartnäckig und immer in der gleichen beherrschten Art.

„Ach, ein komischer Zufall, der scheint's Stephans Ge- ständnisse unterbrochen hat. Es wurde einem der Herren schlecht, das heißt, Professor Faber bekam Nasenbluten —“

„Er war dabei?“ rief Charlotte laut heraus, indem sie aus der gebeugten Stellung aufschnellte.

„Nein, nein,“ erklärte Hilde rasch. „Er sei hereingelaufen aus dem Billardraum und habe im gleichen Augenblick einen Unfall von Nasenbluten bekommen; darob soll Stephan sich in seinen Reden unterbrochen haben; man sei aufgestanden, und ein paar Minuten später müsse das Unglück auf der Treppe passiert sein, so wurde gesagt.“

Charlotte war in sich zusammengesunken und hatte den Kopf aufgestützt, so daß ihre Hände das Gesicht verbargen. Sie saß vorgebeugt und unbeweglich, wie in konzentrierter

Gedankenarbeit befangen. Hilde wartete eine Weile, ob sie sich äußern würde. Aber sie blieb stumm und schien überhaupt die Anwesenheit der Schwester vergessen zu haben. Endlich fuhr Hilde leise fort: „Ich hatte nach Gretes Besuch immer das Gefühl, ich müsse mich gegen Paul aussprechen. Er war auch gerade in jenen Tagen besonders rücksichtsvoll gegen mich und überhaupt so sanft und fein. Es fiel mir auf, und ich dachte, nun wolle ich es sagen, von den beiden Schatten und all das. Und ich habe es wirklich zum erstenmal aussprechen können. Sonst drehten sich mir die Worte immer so im Munde, daß alles herauskam wie kindische Eifersucht oder sogar wie Neid auf Siegfrieds Stellung; aber damals konnte ich so reden, wie ich's im Herzen hatte; vielleicht weil ich selber beichten mußte, kam mir kein Teufelchen, keine Bitterkeit dazu. Und dann sagte mir Paul — hörst du eigentlich, Lottie?“

„Ja, alles,“ antwortete Charlotte tonlos.

„Aber es ist eine Zumutung von mir, dir so lange zu erzählen!“

„Sicher nicht.“ Sie sagte es so gequält, daß Hilde verstummte und schweigend ihre Hand ergriff. „Und dann sagte Paul —?“ fuhr Charlotte mechanisch fort.

„Er ließ mich erst dann wissen, daß er auch von dem Klatsch gehört hatte. Er sagte, ich hätte ihm so leid getan. Und deswegen war er so sanft gewesen! Vielleicht fühlte er noch etwas anderes; aber darauf wollte er offenbar gar nicht eingehen. Jedenfalls sogar fühlte er es; denn sonst wäre das alles nicht durch die Wissenschaftstruste hindurch gedrungen bis zu ihm selbst, so daß wir wie zwei natürliche Menschen miteinander reden konnten, fast ohne wissenschaftliche Wörter. Und gerade damals habe ich es wieder gespürt an ihm, dieses liebe Einfache, so eine natürliche Selbstachtung, wie sie vielleicht ein Bauer oder Handwerker auch hat. Wir beschlossen dann, diese Schatten zwischen uns ganz zu vertreiben. Paul hat mir sogar gestanden, daß er an Siegfried als Arzt, von der menschlichen Seite, einige Enttäuschungen erlebt habe; denn seine Kuranstalt — ich sage das nur zu dir — ist eine große Geldmacherei. Als Freund und persönlich beklagte er sich natürlich nicht; er hat sich ja auch über mich nicht beschwert, als er den Klatsch hörte! Und das war schon ein wenig vom „Wunderbaren“.“

Charlotte richtete sich jetzt auf, umfaßte ihre Knie mit den Händen und sah geradeaus.

„Aber wie kann eine Ehe überhaupt zustande kommen, das ist mir rätselhaft!“ rief sie unerwartet mit Heftigkeit aus.

Hilde schaute verwundert auf.

„Denn diejenigen, die uns lieben, sind nicht unsere Freunde, und unsere Freunde können und dürfen uns nicht lieben, um nicht die Freundschaft und sich selber und uns zu zerstören!“

„Wie meinst du das?“ fragte Hilde. „Dann käme ja eben das „Wunderbare“ nie zustande!“

„Das meine ich auch. Sieh nur, wie du mir selber erzählt hast: irgend einmal hattest du die Idee des „Wunderbaren“ erfaßt, aber erst die Idee oder den Wunsch dazu, nichts weiter; dann in einem besonderen Augenblick oder in besonderen Tagen hatte Paul etwas davon begriffen und verkörpert. Und dazwischen liegen lange Stref-

fen, wo die Freundschaft fast ein Nichts war und nur der Streit und die Habsucht und der Zwang der sogenannten Liebe übrig blieb. Es war also nie ein Zustand, ein glücklicher Zustand.“

„Nein, es ist natürlich immer ein Kampf,“ sagte Hilde.

„Und ein Kompromiß, ein ganz leidiger Kompromiß, schlimmer als alle andern! Man täuscht sich einen Zustand vor und hat doch nur einen schwankenden Kampf. Gerade deswegen können Menschen nicht darauf eingehen, die etwas Ganzes und Wahres wollen.“

„Aber was gibt es anderes, das ganz und wahr wäre?“ fragte Hilde, indem sie Charlotte verwundert ansah.

„Es gibt nur die Arbeit. Sie ist wenigstens von unserem ganzen und wahren Wollen abhängig.“

„Wenn ich mich nur deutlich erklären könnte, dir deutlich sagen, wie ich es fühle! Aber bis ich es in Gedanken geordnet habe und erst in Worte!“ rief Hilde eifrig aus. „Ich weiß, daß hier eine Arbeit aneinander zu tun ist; aber das Ziel ist nicht nur der Zweck, der am andern erreicht wird, sondern die Erfüllung der Aufgabe überhaupt. Wenn beide einmal — wie soll ich sagen? — erlöst sind, ja erlöst, so ist eine getane Arbeit vorhanden, welche bleibt, irgendwo, unsichtbar!“

„Unsere Erfahrungen gehen zu weit auseinander,“ meinte Charlotte kopfschüttelnd. Sie sagte es so müde, als möchte sie überhaupt nicht mehr sprechen; aber gleich danach fing sie an von sich zu erzählen, zuerst stockend, mit Anstrengung sich zur Ruhe und zur Ordnung der Gedanken zwingend, dann eifriger, und so, als wäre es ihr ein Bedürfnis, vieles lang Zurückgehaltene endlich zu äußern, vielleicht sich selber im Reden erst klar darüber zu werden.

„Hör,“ sagte sie, „ich bin dir sehr, sehr dankbar auf immer, daß du mir dies alles erzählt hast. Auch von Grete war es gut und schön, daß sie zu dir kam. Und sag, ließ sie mir noch irgend etwas ausrichten?“

„Nichts Spezielles. Sie wiederholte nur immer, wie es ihr leid täte, und daß alles ganz bestimmt ein Mißverständnis sei und sie nicht begreife, wie man die Reden eines — Betrunkenen, sagte sie in ihrer geraden Art — überhaupt ernst nehmen könne.“

„Er war nicht so sehr betrunken,“ sagte Charlotte gedämpft, „aber er war gereizt. Er ist ja ein so nervöser, überempfindlicher Mensch! Ja, ich kann nicht helfen, noch jetzt, nach diesem noch, tut er mir leid. Und das war's von Anfang an. Das heißt, es war zweierlei; ich wollte nehmen und geben und hauptsächlich mich gebend stärken. Ich bin betrogen worden; denn was ich brachte, war etwas Besseres, als er haben wollte, und er hat sich gestellt, als ob er dies Ganze, dieses Volle und Schöne empfangen möchte, und das war nur eine Verhüllung für den gewöhnlichen Wunsch bei ihm. Aber ich wußte das ja im Grunde des Herzens und ich bin mehr von mir selber hintergangen worden als von ihm. Auch ich hatte ja meine „Absicht“, da ich doch alle meine Seelenkräfte regen wollte! Und er kam mir so lebenswarm entgegen, so anders als unsere Heiratsjäger! Der Unterschied, der zwischen ihm und mir bleibt, liegt nur in der Natur, in der angeborenen und ererbten, für die wir nichts können und in der die gleichen Zwecke und Opfer beim einen und andern edler oder schlechter

sind. Weißt du, was mir jetzt einfällt?“ Charlotte wandte ihr Gesicht, das plötzlich mager, bleich und von heftigem Gefühl gerarbeitet aussah, der Schwester zu. „Das Opfer von Kain und Abel fällt mir ein, und der Rauch des einen, der nicht steigen kann — Ach, ich wollte jetzt nur, daß ich ein Mitleid ohne Zwecke gehabt hätte, und es ihm noch immer geben dürfte! Aber das ist vorbei. — Früher, bis vor kurzem, habe ich geglaubt, daß mein Wollen und Suchen das Beste in mir sei; nun ja, ich glaube es sogar noch; aber es ist eine Gefahr dabei. Ich muß irren dürfen; das ist der Hochmut, der darin steckt. Er wird mich noch oft zu Fall bringen, ich kann es dir jetzt schon sagen, und, merkwürdig, doch muß ich ihn als Führer behalten. Nur durch ihn werde ich „fertig“ werden, auf irgend eine Weise. — Ach, Hilde,“ stieß Charlotte plötzlich qualvoll hervor, „siehst du, ich versuche, alles auf die Waagschale zu legen, um seinen allgemeinen Wert festzustellen, den ich absolut kennen muß, um Wahrheit und Erfahrung davonzutragen; aber ich bin so zerrissen, ich bin körperlich und seelisch gebrochen, mein Herz schreit und hält es nicht mehr aus!“ Die letzten Worte hatte Charlotte laut gerufen; und nun brachen ihr plötzlich die Tränen aus den Augen, während sie die Hände mit einer weit ausholenden Gebärde vor die Stirn schlug, als müßte sie einem plötzlich hervordringenden Gefühl auf jede Weise Ausdruck geben, um es zu ertragen.

Hilde hatte sie nur einen kurzen Augenblick erschrocken angesehen; dann überließ sie sich ihrer mütterlichen Empfindung und nahm die Schwester mit stiller und unaufdringlicher Zärtlichkeit in die Arme. Charlotte hatte alle Selbstbeherrschung verloren. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis sich das erschütternde Schluchzen beruhigte, in dem ihr ganzer Körper zuckte.

„Du mußt fort; du hast zu lange in Spannung und Widerspruch gelebt,“ sagte Hilde, als sie später beide im Schlafzimmer standen und sich Charlotte die Augen badete.

Sie nickte willenlos. Beim Abschied sagte sie zu Hilde: „Und von der Hauptsache, von dem, was das Reinste und Wehmütigste ist, erzähl' ich dir später, wenn ich diese elende Schwäche los bin. — Denn du weißt selber nicht, was du mir heute mitgeteilt hast; es wahr mehr, als du glaubtest.“ Hilde hielt einen Augenblick ihre Hand fest. „Sage mir nur eines, wenn du's kannst — es braucht nur ein Ja — weißt du etwas über Stephans Unfall?“

„Ja, ich weiß alles,“ sagte Charlotte, „aber frage jetzt nicht, jetzt nicht, bitte, es überkommt mich sonst wieder; du mußt Geduld haben!“

Zur gleichen Stunde, als die Schwestern im Sonnenbühl beieinander saßen, begleitete Siegfried Stein seinen Freund Röhr durch den Garten der Kuranstalt Waldheim.

Der Park war schon belebt von Gästen, die kurgemäß Gartenarbeit verrichteten oder an schattigen Plätzen ruhten. Röhr blickte sich beifällig um und sagte mit bedeutungsvollem Kopfnicken: „Ich gratuliere, gratuliere!“

Stein sah ihn an und lachte. Und während er seine große Gestalt schwer auf eine Gartenbank niederließ und die Arme über die Lehne legte, rief er aus: „Ach mein Gott, es ist ja alles eine Narrheit! Heute gehen die Leute zu mir und morgen zum Quacksalber. Früher hatte man den Priester, das Drafel, den Zauberer; jetzt kommt



Karl Gehri: Der Chachellflicker.

Der kürzlich verstorbene Karl Gehri hat bekanntlich eine große Zahl origineller Werte geschaffen, die aus dem Volksleben geschöpft sind und der Volksseele nahe stehen. Die schönsten dieser Werte sind in großformatigen Photographien von der photographischen Anstalt Reichbacher, Pirichengraben, Wien, veröffentlicht worden und dort käuflich.

man zu uns, und was suchen unsere Kranken hier? Das Drafel, das Drafel, aber doch nicht die wissenschaftliche Behandlung.“

Röhr senkte schweigend den Kopf. Er hatte ähnliche Reden des Doktors, die ihn bei seinen Anhängern in den Ruf eines Skeptikers und paradoxen Geistes brachten, schon öfters vernommen, und er hörte sie mit gemischten Empfindungen an.

„Es ist den Menschen überhaupt nicht darum zu tun,“ fuhr Stein geläufig fort, „möglichst bald wieder in den Beruf eingeknüpft zu werden oder zu dem ungeduldigen Ehemann zurückzukehren, sondern sie wollen ein Allermittelsmittel, um leben zu können, ein Prinzip, eine Philosophie! Heute morgen hat mir eine sehr intelligente junge Patientin gesagt: „Herr Doktor, was ist Ihr Ideal? Ihr Ideal ist die Norm. Aber ist das eigentlich ein Ideal?“ Ach, an die Wissenschaft mit ihren vorsichtgemäßen Halbheiten wird nie geglaubt werden, auch in diesem wissenschaftlichen Jahrhundert nicht. Wir sind Positivisten, wir wollen etwas Ganzes und über jeden Zweifel Erhabenes. Nun, und schließlich, wenn wir selber, der einzig feste Punkt in der ganzen Phantasmagorie unserer Vorstellungen, das wollen und wünschen —“ Stein machte eine Bewegung, als tue er eine unnütze Hemmung von sich und lachte zu Röhr hinüber. Dann stand er auf und sagte: „Ich persönlich halte mich an Menschen wie Flitt. Das ist etwas von einer Gesundheit, einer Unbekümmertheit um Gott und die Welt! Da wird's mal eine stramme Aufzucht von gesunden Erdenbürgern geben!“

(Fortsetzung folgt.)